

DIE LANDUNG AUF DER INSEL

13

ALS ICH AM NÄCHSTEN MORGEN wieder an Deck erschien, bot die Insel ein völlig verändertes Aussehen. Obwohl der Wind jetzt gänzlich abgeflaut hatte, waren wir doch in der Nacht ein gutes Stück gesegelt und lagen nun etwa eine halbe Meile südöstlich der flachen Ostküste. Graue Wälder bedeckten einen großen Teil der Oberfläche. Abwechslung in die eintönige Landschaft brachten nur einige gelbe Sandstriche in der Nähe der Küste und hier und da einige hohe, pinienartige Bäume, die die Wipfel der anderen überragten. Das ganze Bild war trostlos und ungastlich. Die Hügel bestanden aus nackten, kahlen Felsen; alle waren sonderbar geformt, am sonderbarsten aber das Spy-glass. Mit seinen hundert bis hundertzwanzig Metern war es der höchste Berg der ungastlichen Insel. Er stieg von allen Seitensteil auf, war oben flach und sah wie der Sockel einer riesigen Statue aus.

Trotz der herrschenden Windstille rollte die *Hispaniola* hilflos in der Brandung. Die Segel schlugen gegen die Masten und Rahen, das Steuerruder bewegte sich hin und her und das ganze Schiff ächzte und zitterte wie ein riesiger Webstuhl in einer Fabrik. Alles drehte sich vor mir

Ich hielt sein Benehmen für ein schlimmes Vorzeichen. Bis zu diesem Tag hatten die Leute gern und willig ihre Pflicht getan. Der Anblick der Insel schien aber alle Zucht gelockert zu haben. Die ganze Zeit über stand Long John neben dem Steuermann und machte den Lotsen. Er kannte die Einfahrt genauso wie das Innere seiner Hand und zögerte keinen Augenblick, wenn der Mann, der mit dem Lotblei die Wassertiefe maß, überall größere Tiefen antraf, als auf der Karte verzeichnet waren.

»Es hat hier tüchtig ausgeebbt«, sagte er nur zur Erklärung. Wir machten genau dort halt, wo der Anker auf Flints Karte eingezeichnet war, das heißt, eine Drittelmile von der Hauptinsel auf der einen und dem Skeleton Island auf der anderen Seite entfernt. Der Meeresgrund bestand aus reinem Sand. Das Niederrasseln unseres Ankers scheuchte Schwärme von Vögeln in die Höhe, doch ließen sie sich in weniger als einer Minute wieder auf den Bäumen nieder. Tiefes Schweigen herrschte ringsum.

Der Hafen war ganz von Wald umschlossen. Während der Flut reichte das Wasser bis an die Bäume heran. Im Hintergrund der flachen Küste erhoben sich die Hügel. Zwei kleine Flüsse oder besser gesagt zwei Sümpfe leerten ihre trüben Gewässer in diesen Teich, wie man den Hafen eigentlich hätte nennen können.

Nur das Donnern der Brandung, die etwa eine halbe Meile entfernt gegen die Felsklippen prallte, klang zu uns herüber. Ein eigentümlicher Geruch lag über unserem Ankerplatz – ein Geruch von faulenden Baumstämmen und modernden Blättern. Ich bemerkte, wie der Doktor die Luft prüfend einsog.

wie im Kreis und ich musste mich an der Reling festklammern. Wenn ich auch bei gutem Wind und Wetter ein ganz tüchtiger Seemann bin, dieses Stampfen und Rollen des Schiffes in den unruhigen Gewässern, noch dazu am frühen Morgen, ließ mich fast seekrank werden.

Vielleicht war es dieses körperliche Unbehagen, vielleicht war es auch das Aussehen der Insel mit ihren melancholischen Wäldern, ihren wilden Felsen und der sich donnernd gegen die steile Küste walzenden, gischtbedeckten Brandung – alle meine Lebensgeister sanken. Die Sonne stand hoch am Himmel und sandte ihre sengenden Strahlen auf uns, Scharen von Seevögeln umschwirrten uns mit lautem Gekreisch, stießen auf das Wasser herab und fischten. Ich hätte froh sein sollen, nach einer so langen Seereise wieder festes Land zu betreten, trotzdem hasste ich den Anblick der Insel!

Uns erwartete für den Morgen harte Arbeit. Da sich auch nicht der leiseste Lufthauch rührte, mussten wir die Boote ins Wasser lassen und bemannen und das Schiff an festen Tauen drei oder vier Meilen weit um eine vorspringende Landspitze herum in die schmale Einfahrt am Skeleton Island vorbei bis zum Ankerplatz hin rudern. Ich schloss mich freiwillig den Matrosen in einem der Boote an, obwohl ich dort nichts zu suchen hatte. Es war unerträglich heiß und die Leute fluchten wütend über die ihnen aufgetragene Arbeit. In meinem Boot führte Anderson den Befehl; statt aber die Leute zu zügeln und zurückzuhalten, lästerte er ebenso laut wie die Schlimmsten von ihnen.

»Ein Glück ist es«, sagte er, »dass diese Schinderei nicht ewig dauert.«

»Ich weiß nicht, wie es mit dem Schatz steht«, sagte er, »ich setze aber meine Perücke zum Pfand, dass wir hier in einer Fiebergegend sind.«

War schon das Verhalten der Leute im Boot beunruhigend gewesen, so benahmen sie sich an Bord geradezu gefährlich. In Gruppen lungerten sie mürrisch auf dem Deck herum, der unbedeutendste Befehl wurde mit finsterner Miene aufgenommen und mit offenem Widerstreben ausgeführt. Dieser Zustand hatte selbst die treuen Leute angesteckt, denn es war nicht ein einziger Matrose an Bord, der eine Ausnahme gemacht hätte. Die Meuterei schwebte wie ein drohendes Gewitter über uns.

Wir von der Kajüte waren nicht die Einzigen, die den Ernst und die Gefahr der Lage erkannten. Long John ging unverdrossen von einer Gruppe zur anderen, sprach eindringlich auf die widerspenstigen Matrosen ein und gab ein Beispiel, wie man es sich besser nicht hätte wünschen können. Er überbot sich in Bereitwilligkeit und Höflichkeit und hatte ein Lächeln für jedermann. Sobald ein Befehl gegeben wurde, war John mit seiner Krücke sicherlich derjenige, der sich zuerst erhob und ein freundliches »Ja wohl, jawohl, Sir!« hören ließ. Und wenn es nichts zu tun gab, stimmte er ein Lied an, um die Unzufriedenheit der anderen zu verbergen.

Von all den schlimmen Anzeichen jenes schlimmen Nachmittags machte dieses dienstbeflissene Verhalten von Long John den schlimmsten Eindruck auf uns.

Wir hielten in der Kajüte Rat.

»Sir«, sagte der Kapitän, »wenn ich noch einen einzigen Befehl erteile, wird die ganze Mannschaft über uns